

„Arbeiten in der Logik der Potenziale“

Predigt von Bischöfin Dr. Beate Hofmann beim Ordinationsjubiläum 2024 am 6.9.2024 in Bad Hersfeld.

Liebe Ordinationsjubililar*innen, liebe Gemeinde,

Ordinationsjubiläum, das ist eine eigentümliche Mischung aus Klassentreffen, Betriebsjubiläum und Haltestelle auf der eigenen geistlichen Berufsreise. Alle drei Aspekte sollen an diesem Tag Raum erhalten. Mir liegt vor allem der geistliche Moment am Herzen, denn Ordinationsjubiläum eröffnet einen Raum zum Innehalten und Nachdenken: Wo stehe ich jetzt, nach 25, 40, 50, 60 Jahren im geistlichen Amt? Was ist aus mir und meinen Ideen von diesem Beruf geworden, was ist aus den anderen geworden und was ist aus der Kirche geworden, in die ich hineinordiniert wurde?

Vielleicht sind Sie im Ruhestand und betrachten Ihre Kirche aus einer gewissen Distanz, mit gelegentlicher Wehmut und viel Erleichterung, dass Sie das alles jetzt nicht mehr mitmachen oder durchmachen müssen.

Oder Sie haben noch 10 bis 15 Jahre vor sich und fragen sich: Was kommt noch? Wird die Energie und die Hoffnungskraft reichen?

Mit welchem Bild von der EKKW sind Sie dabei unterwegs? Sind es Momente exemplarischen Gelingens, die ihr Herz füllen: „Viele hören und laufen zusammen?“ Oder ist es eher eine Stimmung von Abbruch, Untergang und Verzweiflung: „Ein „Jammer“? „Schafe, die keinen Hirten haben“? „Es ist öde hier“ (Luther 1984 V. 35)? „Der Tag ist fast vergangen“?

Das Schöne ist: All diese Beschreibungen finden sich in der gleichen biblischen Erzählung. Sie kennen sie alle, sechsmal in den Evangelien, mehr als jede andere Perikope, eine Schlüsselerfahrung.

(Lesung Mk 6, 32-44)

32 Und sie fuhren in einem Boot an eine einsame Stätte für sich allein. 33 Und man sah sie wegfahren, und viele hörten es und liefen aus allen Städten zu Fuß dorthin zusammen und kamen ihnen zuvor. 34 Und Jesus stieg aus und sah die große Menge; und sie jammerten ihn, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er fing eine lange Predigt an. 35 Da nun der Tag fast vergangen war, traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Die Stätte ist einsam, und der Tag ist fast vergangen; 36 lass sie gehen, damit sie in die Höfe und

Dörfer ringsum gehen und sich etwas zu essen kaufen. 37 Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Gebt ihr ihnen zu essen! Und sie sprachen zu ihm: Sollen wir denn hingehen und für zweihundert Silbergroschen Brot kaufen und ihnen zu essen geben? 38 Er aber sprach zu ihnen: Wie viele Brote habt ihr? Geht hin und seht nach! Und als sie es erkundet hatten, sprachen sie: Fünf, und zwei Fische. 39 Und er gebot ihnen, dass sich alle lagerten, tischweise, auf das grüne Gras. 40 Und sie setzten sich, in Gruppen zu hundert und zu fünfzig. 41 Und er nahm die fünf Brote und zwei Fische und sah auf zum Himmel, dankte und brach die Brote und gab sie den Jüngern, dass sie sie ihnen austeilten, und die zwei Fische teilte er unter sie alle. 42 Und sie aßen alle und wurden satt. 43 Und sie sammelten die Brocken auf, zwölf Körbe voll, und von den Fischen. 44 Und die die Brote gegessen hatten, waren fünftausend Männer.

Es beginnt mit Rückzug, an eine einsame Stätte für sich allein. Vielleicht kennen Sie das Gefühl auch, nach einer Tagung oder einem Tag mit sehr, sehr vielen Gesprächen. Dann bin ich „leutesatt“ und heilfroh, wenn ich mal einen Tag lang mit niemandem jenseits meiner Familie sprechen muss und einfach „mich selbst kultivieren kann“, wie eine Freundin das genannt hat.

Ich bin sehr froh und dankbar, dass Jesus sich so oft zurückzieht. Denn in Phasen des Umbruchs und der Krise, wenn es alles auf einmal kommt und manchmal einfach zu viel ist, da braucht es Pausen, da braucht es diese Zeiten des Rückzugs, der Unterbrechung, des Innehaltens, der Stille vor Gott. Es braucht sie, um in der Kraft zu bleiben, um kreativ zu bleiben und um im Kontakt mit Gott zu bleiben in all dem Reden und Tun und Gestalten.

Gesellschaftlich wird das ja gerade immer schwieriger, solche Zeiten auch als kollektive Pause ohne Konsum zu gestalten. Mit Raum für mich und meine Lieben, aber auch mit Zeiten für Gott. Sonntag und stille Zeiten, das steht gesellschaftlich zur Disposition.

Auch bei Jesus klappt das mit der Stille und Erholung offensichtlich nicht wie geplant. In Zeiten ohne Telefon oder E-Mail machen sich die Menschen einfach auf den Weg. Und als Jesus mit dem Boot an der vermeintlich einsamen Stelle anlegen will, da sieht er viele, viele Menschen. Ich kann mir das ziemlich gut vorstellen, wie ihm bei diesem Anblick die Stimmung in den Keller geht, wie er sich innerlich einen Ruck gibt, die Kräfte sammelt. Denn er sieht die Menschen und sie jammerten ihn. Das wird erzählt wie beim Barmherzigen Samariter. Der sah den Menschen am Straßenrand liegen und „es jammerte ihn“. Das ist eine Erfahrung, die geht durch Mark und Bein. Da packt es einen und dann geht es ohne rationales Abwägen: Dann muss ich etwas tun, weil ich die Situation so nicht ertragen kann und mich gerufen und gebraucht fühle.

Nächstenliebe beginnt oft mit dieser Bereitschaft, sich berühren und anrühren zu lassen. Und bei aller notwendigen Pausen- und Unterbrechungskultur wünsche ich uns allen, dass wir diese Fähigkeit nicht verlieren, zu sehen und uns berühren zu lassen, auch wenn es zusätzliche Arbeit macht.

Was sieht Jesus in den Menschen am Seeufer? Orientierungslosigkeit, Sehnsucht nach Hoffnung, auch das Hin- und Hergerissen sein zwischen verschiedenen Heilslehren und ihren Botschaften? „Denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben.“ Heißt es im Text.

Was fehlt denen? Das, was zusammenhält? Einer, der sie vernetzt und zusammenbringt? Der, der die Richtung vorgibt? Der Potenziale hervorlockt? Oder sagt, was zu tun ist?

Ich gehöre zu der Generation, die mit dem Bild vom Hirten und den Schafen etwas Mühe hat. Ich wollte nie ein Schaf sein, das nur hinterher tritt und andere denken und lenken lässt. Und ich hatte Mühe mit den Führerimplikationen des Hirtenbildes. Mein Bild von Kirche ist ein anderes, eines vom Leib mit seinen Gliedern, die alle zusammen in ihrer je eigenen Begabung und Aufgabe wirken.

Aber ich erlebe auch diese große Sehnsucht nach einem Staat, der sich um alles kümmert und Probleme löst, so wie wir es im Wahlergebnis in Thüringen sehen. Ich erlebe Sehnsucht, nach einer Kirche, die da ist, wenn man sie braucht und nichts fordert. Und ich erlebe Sehnsucht nach einer Kirchenleitung, die unterstützt und wertschätzt und begleitet und gleichzeitig Freiraum lässt.

Nach über 30 Jahren im Amt habe ich verstanden: Es gibt Momente, da braucht es die Rolle der Hirtin oder des Hirten: Am Grab, am Krankenbett oder bei Menschen, die verzweifelt sind. Vielleicht auch in einer Kirche, die keine Vision von der Zukunft mehr hat. Es braucht Mut, das auszuhalten und darauf zu vertrauen, dass es weiter geht. Keiner von uns Hirten weiß gerade genauer, wo die nächsten grünen Wiesen warten.

Und was tut Jesus in dieser Situation? Er beginnt eine lange Predigt. „Nein, lieber Jesus,“ denke ich, „das ist nicht mehr das Mittel der Wahl.“ Alles, aber nicht über eine Viertelstunde, das gilt seit Corona und Social Media umso mehr. Wir würden heute Impuls und Gespräch in Gruppen kombinieren und die Menschen auch selbst reden und miteinander denken lassen. Aber damals waren die Rede- und Hörgewohnheiten offensichtlich noch etwas anders. Jesus konnte ja auch unterhaltsam sein, das zeigen die vielen wunderbaren Geschichten, die so lebensnah und anschaulich Wesentliches auf den Punkt bringen.

Und dann beginnt die praktische Fürsorgearbeit. Es ist Abend, es ist einsam, die Leute haben Hunger und es gibt kein Catering. Die Jünger versuchen, eine praktische Lösung zu finden: „Lass sie gehen, damit sie in die Höfe und Dörfer ringsum gehen und sich etwas zu essen kaufen“: Ich habe mich immer gefragt, ob das funktioniert hätte: Über 5000 Menschen schwirren aus und wollen bei den Bauern der Umgebung satt werden. Vermutlich hätte das nach den Gesetzen der Marktwirtschaft funktioniert. Einige mit viel Geld erhalten zu essen. Die Mehrheit bleibt unversorgt.

Jesus macht es anders. „Gebt ihr ihnen zu essen.“ Was für eine Zumutung. Philippus fragt daher, ganz in der Logik der bisherigen Denke: „Sollen wir denn hingehen und für zweihundert Silberroschen Brot kaufen und ihnen zu essen geben?“ 200 Silberroschen, das scheint das Kapital zu sein, das zur Verfügung steht. Alles für diesen Moment? Im Johannesevangelium wird die Frage zu einer Aussage:

Philippus antwortete ihm: „Für zweihundert Silbergroschen Brot ist nicht genug für sie, dass jeder auch nur ein wenig bekomme.“ (Joh 6,7)

Doch Jesus lässt sich von der Macht der Zahlen nicht irritieren oder kleinkriegen. Er fragt nach den Potenzialen, nach den vorhandenen Ressourcen - nicht nach dem, was fehlt. „Wie viele Brote habt ihr? Geht hin und seht nach!“

Bei Markus geht der Ressourcencheck offensichtlich ziemlich schnell. Lapidar heißt es: Und als sie es erkundet hatten, sprachen sie: Fünf, und zwei Fische.

Spannend für uns ist die Version bei Johannes: Da ist es ein junger Mensch, der eine andere Perspektive einbringt und Ressourcen anbietet:

Joh 6,9 „Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische.“ Doch dieses Angebot wird sofort kontrastiert mit dem skeptischen Blick auf den Mangel: „Aber was ist das für so viele?“ Diese Frage, „was ist das für so viele?“ die begleitet mich sehr oft in diesen Zeiten. Da ist etwas, da gibt es Ideen, da existieren Möglichkeiten, aber was ist das angesichts der vielen Baustellen, der vielen alten schönen Kirchen, der vielen Gemeinden? Die Frage kann erschlagen, verzagt machen, die Kraft rauben. In allen Umbruchprozessen, in denen wir stecken, ist immer wieder die zentrale Frage: Ist das Glas halb voll oder halb leer? Schau ich auf den Löffel Salz oder auf den riesigen Suppentopf? Welche Perspektive nehme ich ein?

Die Haltung Jesu dazu ist klar: Schau auf die Ressourcen und versuch es. Fang an und schau, was passiert. Lass dich nicht beirren oder lähmen, sondern arbeite mit dem, was da ist, Schritt für Schritt.

Spannend ist auch das konkrete Vorgehen Jesu:

„Und er gebot ihnen, dass sich alle lagerten, tischweise, auf das grüne Gras. Und sie setzten sich, in Gruppen zu hundert und zu fünfzig.“ Aus der großen Menge werden überschaubare Gruppen. Aus der anonymen Masse werden Menschen, die miteinander an Tischen sitzen, sich sehen, miteinander reden. Also doch noch Murmelgruppen und Raum zum Verdauen, nicht nur Impuls.

Das ist ein Hinweis für die regio-lokale Kirche der Zukunft: Kirche muss erfahrbar bleiben. Es bleibt unsere Aufgabe, Angebot für überschaubare Bereiche machen, so dass Menschen sich noch begegnen, in Kontakt bleiben und ihre Ressourcen teilen können. Das bedeutet nicht, dass alles einfach so bleibt und wir die größer werdenden Räume mit weniger Personal durch mehr Arbeit der einzelnen bespielen können. Die Gruppen zu 50 und 100, die da versammelt sind, erhalten einen Anfangsimpuls. Und dann teilen sie weiter. Auch ohne einen Jünger, der das für sie macht.

Dabei wird nicht von dem ausgegangen, was alles früher war oder irgendwie wünschenswert wäre. Sondern es wird geteilt, was da ist und darauf vertraut, dass es reicht. Unsere Kontakte in die Ökumene, in Diasporakirchen wie in Estland oder Rumänien helfen, Haltungen zu entwickeln, wie das gut gehen kann.

Und bevor die konkrete Arbeit des Austeilens beginnt, kommt Gott noch einmal explizit ins Spiel: Jesus sah auf zum Himmel, dankte und brach die Brote und gab sie den Jüngern, damit sie unter ihnen austeilten.

Das Sakrament des Brotbrechens und die Arbeit des Austeilens und Teilens sind verbunden, das eine ist der Anfang für das andere. Liturgia und Diakonie gehören zusammen. Und: Brotbrechen und Austeilen, das ist nichts, was hier hinter verschlossenen Türen und nur für die Engverbundenen geschieht. Alle sind einbezogen in diese Erfahrung des Brotbrechens und Austeilens und mitessen und satt werden.

Es ist für mich immer ein spannungsvoller Moment, wenn ich Gäste aus säkularen Kontexten zu mir einlade, das Essen auf den Tisch stelle und dann ankündige, dass ich noch ein Gebet sprechen werde. Noch nie hat jemand das abgelehnt. Manchmal werde ich auch in anderen Häusern dazu eingeladen. Wir dürfen und sollen es noch tun, das Alltägliche mit dem Heiligen verbinden und Gott ins Spiel bringen, auch und gerade am Esstisch. Damit gibt Jesus dem Unverfügbaren Raum.

Und dann: sie aßen alle und wurden satt. Es bleibt sogar etwas übrig, 12 Körbe voll, die symbolische Zahl für alle Stämme Israels, alle Jünger Jesu.

Wunder geschehen. Auch in der EKKW. Auch da, wo Sie gewirkt haben und weiterwirken. Menschen kommen zusammen und werden vom Evangelium berührt. Und fangen an zu teilen, was sie mitbringen in Herzen, Mund und Händen. Und siehe, alle werden satt.

Amen.